

Dr. Cristina Califice

„Aber mein Ursprung bleibt dort...“

Zur Lage der Intellektuellen in Rumänien

Unmittelbar nach dem Umbruch im Jahr 1989 begann der *Humanitas Verlag* in Bukarest mit der Herausgabe der Werke bekannter Exilrumänen. Die „verspäteten Neuerscheinungen“ sind wertvolle Zeitzeugen einer Epoche, die nach dem Ersten Weltkrieg begann und – bedingt durch die Umstände der Unfreiheit – der Bevölkerung innerhalb der Landesgrenzen bis zum heutigen Zeitpunkt so gut wie unbekannt blieb.

Die faszinierende Lektüre von Tagebüchern, Aufzeichnungen und Briefen läßt eine Reihe von Berührungspunkten zwischen der Zwischenkriegs- und der postrevolutionären Generation erkennen: Die Generation von Emil Cioran (1911-1995), Mircea Eliade (1907-1986), Eugène Ionesco (1909-1994) und Constantin Noica (1909-1987) erlebte zwanzig Jahre Freiheit nach dem Zerfall des russischen und deutschen Imperialismus. Es folgten die Diktatur oder das Exil. Die postkommunistische Generation erlebt die Freiheit nach der Unfreiheit. Eine Art Wiederkehr an die Ursprünge, um mit Mircea Eliade zu sprechen.

Die vergleichende Betrachtung der Zwischenkriegs- und der postrevolutionären Zeit versteht sich als Versuch, den Zustand der Orientierungslosigkeit in den Reihen der rumänischen Intellektuellen zu beschreiben und Zukunftsperspektiven anzudeuten.

Versammelt um große Lehrmeister entwickelte sich die Zwischenkriegsgeneration in einem äußerst fruchtbaren geistigen und kulturellen Klima. Vor allem gab es ein gemeinsames Ziel: 1918 war der Nationalstaat Großrumänien gegründet worden, der zum ersten Mal in der Geschichte alle von rumänischer Bevölkerung bewohnten Gebiete umfaßte. Er blieb in dieser Form nur in der Zwischenkriegszeit erhalten, weil die Gebietsverluste nach dem Zweiten Weltkrieg seine Einheit endgültig zerstörten. Die junge intellektuelle Elite nahm sich vor, den Menschen dieses neuen Landes ein nationales Selbstbewußtsein und eine neue Identität zu schaffen.

Völlig anders war es um die postrevolutionäre Generation bestellt. Denn in Rumänien gab es in den Jahren der Diktatur keine Bewegung, die sich mit der Charta 77 oder mit der Solidarnosc vergleichen ließe. Keine politischen oder kulturellen Lehrmeister also, bis auf einige wenige Ausnahmen.

Ein Beispiel ist der Philosoph Constantin Noica, der während seiner letzten Lebensjahre zu einer Art Institution des Protests geworden war. Er bewohnte in der Nähe von Sibiu, in Paltinis, ein bescheidenes 8 m²-Zimmer in einer Berghütte und empfing dort in regelmäßigen Zeitabständen seine Schüler.

Die Freiheit der Zwischenkriegsgeneration endete mit der Diktatur oder setzte sich fort im Exil. Und selbst wenn das Exil das Fortbestehen der Freiheit in einer veränderten Umgebung bedeutete, hinterließ die Entwurzelung und die damit verbundene Zwangsvorstellung der unwiederbringlich verlorenen Heimat bei den Exilrumänen tiefe Wunden. Die emotionale Koordinate – persönliche Bindungen, Sehnsüchte, verlorene Illusionen – fällt genauso schwer ins Gewicht wie die ernüchternde Einsicht, einer Generation anzugehören, die bei der gemeinsamen Aufgabe, ein neues Rumänien zu schaffen, endgültig versagt hat. Der verbindende Konsens löste sich in individuelle Lebenswege auf.

Mircea Eliade wird die Erinnerung an die Heimat – ob in Europa oder in Amerika – bei der täglichen Arbeit oder auf den häufigen Reisen ununterbrochen verfolgen. Die Hitze und der aufgewirbelte Staub hinter wegfahrenden Autos, schwere Schneefälle, die hügelige Landschaft um den Zürcher See... All diese Bilder führen zurück nach Rumänien.

Ähnlich verhält es sich mit Emil Cioran. Beim Lesen seiner Briefe wird man oft von einer lapidaren Bemerkung oder von einem unerwarteten Hinweis aus dem Kontext herausgerissen, wenn ein Bild aus der Heimat eingeblendet wird.

Im Westen angekommen, sahen sich Cioran und Eliade – um bei diesen Beispielen zu bleiben – mit der Schwierigkeit des Sprachenwechsels konfrontiert. In Rumänien waren sie bereits etablierte Schriftsteller. In Frankreich kannte sie nur ein sehr enger Leserkreis.

Cioran fängt an, Französisch zu schreiben. Sein erstes Buch schreibt er mit einem enormen Willensaufwand dreimal um und empfindet die linguistische Disziplin der neuen Sprache als Möglichkeit, sein überschwengliches Temperament zu zügeln. Sie ist für ihn eine therapeutische Sprache, die ihm zum innerlichen Gleichgewicht verhilft. Rückblickend bezeichnet er sein Debut als

Paradoxon: Ein Osteuropäer kommt nach Frankreich, um Stilübungen zu machen. Sie haben sich gelohnt, diese Stilübungen, denn sein erstes Buch, *Précis de Décomposition*, wurde im Jahr 1950 mit dem Prix Rivarol ausgezeichnet, der jährlich an einen ausländischen Autor für das beste Manuskript in französischer Sprache vergeben wurde.

Der Übergang von der Sprache eines kleinen Volkes zu einer Welt-Sprache war aber in erster Linie der unumgängliche Kompromiß, der es ihm erlaubte, als Philosoph weiterzubestehen. Es war Ciorans Weg aus der Leere des Exils in die europäische Kultur. Er bedeutete einen Wandel und keinen Substanzverlust. Trotzdem konnte er diese Entscheidung bis an sein Lebensende nicht überwinden. Jahre später schreibt Cioran an Wolf Aichelburg: „Es ist nicht zu verleugnen, daß mich die Karpaten wie ein Vorwurf verfolgen. Ich habe meinen Ursprung verraten, aber mein Ursprung bleibt dort.“ (26. Juni 1973)

Viel schwieriger gestaltete sich Eliades Trennung von der Muttersprache, die bis zum Schluß keine endgültige war. Er, der nach der Rückkehr aus Indien durch den Roman *Maitreyi* über Nacht mit nur sechsundzwanzig Jahren höchsten literarischen Ruhm erlangt hatte, war mit einem Mal zu einem Schriftsteller ohne Publikum, damit ohne Resonanz und ohne Wirksamkeit geworden. Wozu schreiben, wenn ihn keiner lesen würde? Seine Jugend, seine Vergangenheit, seine Familie und seine Freunde, Manuskripte, Korrespondenz, Bücher, Vollendetes und Unvollendetes: Alles war in Rumänien zurückgeblieben. Im Westen empfand er sich nur als Fragment. Nach der Ausreise wird er seine religionswissenschaftlichen Werke in englischer und französischer Sprache verfassen und keine Romane mehr schreiben. Die Tagebücher und die sporadische Kurzprosa schreibt er bis zum Schluß auf Rumänisch.

In einer Tagebuchaufzeichnung äußert Eliade die schmerzhafteste Erkenntnis, daß er in der Geschichte der modernen rumänischen Literatur nicht existiere. In der Heimat gehöre er eher zur mündlichen Kultur, ähnlich wie die Figuren aus der Folklore, wie die Helden einer Ballade, zum Beispiel. Diesen Ruhm empfindet er als unbegründet: Er gelte einem höchst populären Autor, dessen Bücher nicht gelesen werden können, weil sie dem Publikum nicht zugänglich sind. Aus der Perspektive der Rezeption und Wirksamkeit hatten es die Exilrumänen nicht viel einfacher als die Schriftsteller, die während der Zeit der Diktatur im Land geblieben waren. Die einen schrieben weit weg von ihrem eigentlichen Publikum.

Die anderen durften für das Publikum in ihrer Nähe kaum schreiben bzw. so gut wie gar nicht veröffentlichen. Zwei Wege, die zum damaligen Zeitpunkt ins Nichts führten.

Im Jahr 1950 behauptete der Philosoph Lucian Blaga (1895-1961), daß Rumänien in eine neue „mittelalterliche Nacht“ eingetreten sei, die sogar tausend Jahre dauern könne. Er war optimistisch und glaubte, daß das Volk auch diesmal überleben würde. Eliade ist eher skeptisch, wenn er sich 1972 die Frage stellt, wie das ohne eine intellektuelle Elite, ohne freie Menschen möglich sein sollte. 2001 gibt es die freien Menschen, aber trotzdem keine Elite, wie wir sie aus der Zwischenkriegszeit kennen. Die Frage nach dem kulturellen Überleben der Rumänen bleibt aktuell, akut und offen.

Die Intellektuellen der Diktatur waren Autodidakten. Sie erwarben ihr Wissen zu Hause, nach den Vorlesungsstunden, aus Büchern, die ihnen der Zufall in die Hände legte. Sie waren Spätlinge, die ihre Ideen erst mit Dreißig entwickelten. Die Revolution hat nun den Weg in die Vergangenheit freigegeben und damit die Möglichkeit eröffnet, den Bruch zu überwinden, das kulturelle Gleichgewicht wiederherzustellen und eine neue Identität im Zeichen der wiedergefundenen Tradition aufzubauen.

Constantin Noica behauptet, daß Völker, die keine große Kultur geschaffen haben, aus der Geschichte verschwunden seien, und nennt als Beispiel die Hethiter und Etrusker. Das Kulturgut eines Volkes und nicht die Teilnahme am Weltgeschehen seien die Garantie für sein Überleben. Als aktuelles Beispiel erwähnt er die Türken, die jahrzehntelang die Geschichte Europas erschüttert haben und nun in ihrer eigenen kulturellen Leere ersticken.

Für die Rumänen als kleines Volk mit einem kleinen Sprachgebiet ist das Argument der Rettung durch die Kultur viel schwerwiegender als für ein großes Volk, das sich einer Weltsprache bedient. Die Abscheu vor dem kulturellen Provinzialismus durchzieht nach dem Ersten Weltkrieg wie ein Leitfaden die Entwicklung der rumänischen Intellektuellen.

Bei der Generation der Diktaturgeschädigten erwächst die Abscheu vor der Mittelmäßigkeit – oft auch als Krankheit des Kommunismus diagnostiziert – zusätzlich aus der Angst, sich mit den Kolossen der Zwischenkriegsgeneration nicht messen zu können.

Die Erfahrung der geistigen Erneuerung und der Fortdauer durch die Wiederkehr an die Ursprünge und durch die Zurückgewinnung einer bislang unbekanntem Vergangenheit könnte für die rumänischen Intellektuellen die Chance eines Neubeginns bedeuten. Dieser Sonderweg, der sich als Folge spezifischer Bedingungen in der rumänischen Geschichte abzeichnet, unterscheidet sich in einigen Aspekten von den Wegen, die die westeuropäischen Kulturnationen nach dem Zweiten Weltkrieg zurück in die Normalität führten, wie auch von jenen, die andere Völker Osteuropas nach der Wende begehen. Die Unterschiede bedeuten aber keinen Nachteil und keinen Rückstand, denn eine Elite formt sich nicht durch Anpassung an vergangene Muster oder an bestehende Regelmäßigkeiten. Der gesellschaftliche und politische Rahmen ist im heutigen Europa nicht mehr derselbe wie in der Nachkriegszeit, und die Lage in Rumänien ist nicht identisch mit der Lage in anderen osteuropäischen Staaten. Es gibt also keine fertigen Lösungen. Vielmehr gilt es jetzt, einen eigenständigen Weg zu suchen und neue Ausdrucksmöglichkeiten zu finden.

Allerdings stellt sich ernsthaft die Frage, inwiefern die Einzelgänger der Diktatur die Bereitschaft zu einem gemeinsamen Konsens aufbringen werden, um wenigstens das tiefe Mißtrauen in den eigenen Reihen zu überwinden. Ferner ist zu beobachten, daß die Entscheidung zwischen Kultur und Politik häufig zugunsten der Letzteren ausfällt. Gerade hier sollte die Zwischenkriegsgeneration warnendes Beispiel sein. Intellektuelle von Format haben sich damals in ihrem jugendlichen Enthusiasmus von Versprechungen einer rechts-orientierten Politik blenden lassen und diese Täuschung später tief bereut.

Für ein Verharren in Gleichgültigkeit sind weder die Diktatur, noch die postrevolutionäre Verwirrung eine gültige Entschuldigung. Noica verbietet es seinen Schülern, die Welt, in der sie leben, für ihren Mißerfolg verantwortlich zu machen. Wenn es die Misere gibt, so Noica, dann gibt es sie zu allererst in uns selbst, in unseren eigenen inneren Grenzen. Man habe Bücher bei Kerzenlicht gelesen. Diese kompromißlose Haltung könnte als solide Ausgangsposition für ein kleines Volk betrachtet werden, das als einziges in Europa den Vorteil besitzt, kulturell sowohl dem Orient als auch dem Okzident geöffnet zu sein.

Der Wunsch, in den universellen Kulturkreislauf durch den Reichtum nationaler Werte einzutreten, kann kein überzogener Patriotismus sein. Vielmehr wird man

durch diesen Anspruch verhindern, daß eine junge, gebildete Elite heranwächst, die keine Ideale hat, sondern nur berufliche Ambitionen verfolgt.

Sollte es den rumänischen Intellektuellen gelingen, ihre Identität zu bewahren, dann wird man auch künftig von Rumänen in Europa oder in der Welt sprechen und nicht von Europäern rumänischer Herkunft, die ihre Wurzeln verloren haben.